

*Alfred Wallon*

# TAG DER VERGELTUNG



**RIO CONCHO**  
Band 5

**BLITZ**

## Tag der Vergeltung

Schnee hing in der Luft. Der Wind war seit einer knappen halben Stunde stärker geworden und trieb nun die dichten grauen Wolken vor sich her, die sich weiter westlich zusammengeballt hatten. Dort am Horizont, wo sich die Davis Mountains erhoben, hinter denen sich Mexiko erstreckte, schneite es wahrscheinlich schon längst. Also würde es auch nicht mehr lange dauern, bis in der Brasada der erste Schneefall den Beginn des Winters in Texas signalisierte.

Der Westwind war schneidend kalt, aber das ignorierte der hochgewachsene Comanche. Er und die anderen Krieger, die aus dem Llano Estacado gekommen waren und sich nun inmitten einiger Fettholzbüsche verborgen hielten, beobachteten von dort einen Trupp von fünf Weißen draußen in der Ebene, schauten gespannt zu, was dort geschah. Der junge Comanche, dessen blauschwarzes Haar vom Winterwind zerzaust wurde, war mit seinen Gefährten schon fast eine Stunde hier. Aber keiner der ahnungslosen Weißen hatte bemerkt, dass die Kwahadi-Comanchen in der Nähe waren!

„Wann greifen wir an, Quanah?“, wollte der breitschultrige Antelope Warrior von seinem Anführer wissen.

„Gleich“, erwiderte der Krieger, in dessen Adern auch ein Teil weißes Blut floss. Sein Name war Quanah, und er war der Sohn von Cynthia Ann Parker, die sein Vater Peta Nocona zur Frau genommen hatte. Dann aber waren

die Texas Rangers gekommen und hatten das Winterlager der Kwahadi überfallen. Dabei war sein Vater getötet und seine Mutter gewaltsam entführt worden. Quanah hatte sie seit diesem verhängnisvollen Tag nie mehr wieder-gesehen.

Seit dieser Zeit trug Quanah Hass in seinem Herzen, und der richtete sich gegen jeden Weißen, der in das Land seines Volkes eingedrungen war, als wenn es dem weißen Mann schon ganz gehörte!

„Sie arbeiten an dem singenden Draht“, murmelte Quanah gedankenverloren, während seine Blicke über das karge Land glitten. „Es werden noch mehr Weiße in unser Land kommen wegen des singenden Drahtes. Das müssen wir verhindern, und deshalb werden wir die Weißen jetzt töten.“

Er brauchte nur einen kurzen Blick in die Gesichter der übrigen sechs Krieger zu werfen, um zu erkennen, dass auch sie seinen Hass teilten. Jeder der Kwahadi war fest entschlossen, das Teufelswerk des weißen Mannes zu zerstören und diejenigen zu töten, die daran arbeiteten.

Quanah gab den Kriegern einige leise Befehle. Es bedurfte nicht vieler Worte, um den Plan nun in die Tat umzusetzen. Lautlos schlichen sich die Krieger näher heran an den Ort, wo die Weißen mit dem Aufstellen von Holzpfählen zugange waren. Weder Quanah noch seine Gefährten begriffen die Funktionsweise des Telegra-fen, den die Kwahadi den *singenden Draht* nannten. Sie wussten nur, dass man mit dessen Hilfe blitzschnell die Soldaten in den umliegenden Forts verständigen konnte.

Und das bedeutete, dass die Soldaten umso rascher reagieren konnten, wenn es darauf ankam.

Die Situation wurde für die Comanchen immer bedrohlicher, also war es höchste Zeit, dass man das weitere Vordringen des singenden Drahtes endlich stoppte. Denn nur so konnte Quanah verhindern, dass die Weißen immer zahlreicher wurden. Sonst würden sie den Kwahadi noch mehr stehlen, als sie es schon getan hatten. Die Weißen fragten niemanden um Erlaubnis. Sie nahmen sich einfach das, was sie haben wollten!

Quanah duckte sich ganz tief, nutzte jede noch so geringe Deckung aus, um weiter in die Nähe der Weißen zu kommen. Ein spitzer Stein presste sich in seinen Magen, als er weiter voran schlich. Aber der junge Krieger ignorierte das und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Feinde, während er seinen Kriegsbogen bereitlegte und dann einen Pfeil aus dem Köcher holte. Sekunden später zielte er damit bereits auf den Rücken eines der ahnungslosen Männer.

\*

Matt Davenport fror, als ihm der eiskalte Westwind ins Gesicht blies. Auch wenn er eine dicke Felljacke und Handschuhe trug, so spürten er und seine Kameraden doch den Frost, der schon seit Tagen das Land im Griff hatte.

„Was ist los, Matt?“, rief ihm der untersetzte Buck Taylor zu, der zusammen mit Frank Jessup gerade einen

weiteren Pfahl aufgerichtet hatte und dann in dem Loch versenkte, das Ken North und Robert Cole mühsam in den harten Boden gegraben hatten. „Komm und hilf uns, umso früher sind wir fertig!“

Davenport nickte stumm und ging zu den anderen Männern. Mit vereinten Kräften schafften sie es, den Holzpfahl im Boden zu verankern. Dann ging Davenport hinüber zu dem Pritschenwagen, um das Telegrafenkabel zu holen, das die beiden neu gesetzten Pfähle miteinander verbinden sollte.

„Ein Scheißjob ist das!“, beklagte sich Robert Cole fluchend, dem die Kälte und der Wind die letzten Stunden über ziemlich zugesetzt hatten. „Warum haben sich diese Schreibtischhengste das mit der Telegrafenie nicht schon früher überlegt? Mann, wenn wir schon im Frühjahr mit dem Bau begonnen hätten, brauchten wir jetzt in dieser Kälte nicht mehr zu schuften.“

„Du bist nicht hier, um dich zu beschweren, sondern um deinen Job zu machen, Cole“, wies ihn der Vorarbeiter Taylor heftig zurecht. „Und jetzt halte keine großen Reden, sondern hilf lieber Matt mit dem Kabel. Es wird gleich anfangen zu schneien. Hast du das begriffen?“

Cole murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, befolgte dann aber doch die Anweisungen des untersetzten Vorarbeiters. Eine gute halbe Stunde verging, dann hatten die Männer auch diese Arbeit schließlich hinter sich. Genau zum richtigen Zeitpunkt, denn noch während Matt Davenport die letzten Handgriffe oben bei den Leitungen erledigte, fing es auch schon an zu schneien.

Dicke weiße Flocken fielen vom Himmel, die im Wind hin und her tanzten.

„So, das war’s!“, rief Davenport mit sichtlich erleichterter Stimme. „Fang mal auf, Buck!“

Er warf den Hammer dem Vorarbeiter zu und wollte dann langsam den Pfahl hinuntersteigen. Genau in diesem Moment erfüllte ein leises Zischen die Luft, und Bruchteile von Sekunden später bohrte sich etwas mit solcher Wucht in Davenports Rücken, dass dieser das Gleichgewicht verlor und hinunterstürzte. Der Mann schrie, als er den höllischen Schmerz spürte, der ihn fast wahnsinnig werden ließ.

„Comanchen!“, brüllte nun der Vorarbeiter, als er den gefiederten Pfeil im Rücken seines Kameraden stecken sah. Das war aber auch das Einzige, was er noch tun konnte. Denn ein zweiter Pfeil traf ihn und ließ ihn auf der Stelle zusammenbrechen.

Gellende Kriegsschreie erfüllten die Luft, als plötzlich zehn Comanchen von einer Sekunde zur anderen aus den Büschen kamen und sich auf die Arbeiter stürzten. Der Schrecken über den schnellen Tod ihrer Kameraden lähmte die drei anderen, sodass sie gar nicht mehr dazu kamen, sich zu wehren. Noch ehe sie einen klaren Gedanken fassen konnten, waren die Comanchen auch schon bei ihnen, sprangen sie an und rissen sie zu Boden. Messer wurden gezückt, bohrten sich in die Körper der unglücklichen Weißen.

Nur wenige Sekunden waren vergangen, seit die Comanchen den Angriff begonnen hatten, aber schon

war alles vorbei. Quanah und seine Krieger hatten ganze Arbeit geleistet und alle Weißen gnadenlos getötet. Wilder Triumph erfasste ihn jetzt, als er die Blicke der anderen sah. Genugtuung erfüllte jeden der Krieger, weil sie es geschafft hatten, die Weißen zu töten, ohne selbst Verluste zu erleiden.

Während drei der Krieger nun die Toten durchsuchten, waren einige andere Comanchen bereits zu dem Pritschenwagen geeilt, kletterten hinauf und schrien Sekunden später laut auf, als sie drei Gewehre erbeuten konnten. Ältere Sharps-Hinterlader sowie fünf Paterson-Colts mit entsprechender Munition.

„Die Waffen werden uns noch stärker machen, Quanah!“, rief Antelope Warrior dem Anführer der Comanchen zu und reckte eines der Gewehre mit siegessicherer Geste in den Himmel empor. Quanah gönnte seinem Gefährten diesen Triumph. Aber wenn die Kwahadi auf Dauer gegen die Weißen bestehen wollten, dann benötigten sie noch viel mehr Gewehre und Munition, nicht nur die wenigen Waffen, die sie in vergangenen Überfällen bereits schon erbeutet hatten. Denn die wenigen Weißen, die hierhergekommen waren, bildeten nur den Anfang.

Quanah wusste, dass noch viele andere nur darauf warteten, dass die Soldaten und die Ranger die Kwahadi vertrieben. Deshalb hatte er Vorkehrungen getroffen, wie er noch an weitere Gewehre kommen konnte. Nicht nur durch Überfälle!

„Nehmt auch die Pferde!“, rief Quanah den anderen Kriegern zu, als sie die Waffen an sich rissen und dann

vom Wagen sprangen. „Und dann lasst uns zurückreiten! Ich möchte nicht, dass die Texas Ranger unsere Spur entdecken.“

„Die Ranger werden uns niemals aufspüren!“, rief der junge Touch-the-Cloud und hielt Quanah die erbeutete Waffe entgegen. „Sie werden nur den Tod im Llano Estacado finden, wenn sie uns folgen. Denn dort sind sie hilflos wie Kinder!“

Quanah ließ dem jungen Krieger seinen Triumph. Aber er selbst hatte schon seine eigenen Erfahrungen mit den Texas Rangern gemacht, und das hatte ihn vorsichtig werden lassen. Auch wenn es nur wenige Männer waren, mit denen es die Kwahadi zu tun hatten, so waren die Ranger doch sehr gefährlich. Und deshalb wollte er so rasch wie möglich weg von hier, nachdem sie die Weißen getötet und ausgeraubt hatten.

Sie nahmen all das mit sich, was sie gebrauchen konnten, zogen den Toten auch ihre Stiefel und Jacken aus. Dann tauchten sie in den Büschen unter, eilten zurück zu ihren Pferden, die sie im Dornengestrüpp verborgen hatten. Die Schneeflocken wurden jetzt dichter, als die Comanchen in nordwestlicher Richtung davonritten. Dort, jenseits des Horizontes, erstreckte sich der weite und öde Llano Estacado, ihre Heimat.

\*

Colonel Amos Calhoun zog sich den breiten Hut noch tiefer in die Stirn, als ihm der kalte Wind dichte Schnee-



flocken ins Gesicht blies. Seit einer guten halben Stunde schneite es ziemlich dicht, und die Brasada war nun mit einem weißen Kleid überzogen. Winter war über das Land hereingebrochen, und es sah ganz danach aus, als wenn die Temperaturen in den nächsten Tagen noch mehr sinken würden.

Unweit der Ebene, die die Postkutsche der Overland Line nun durchquerte, zügelte er sein Pferd auf einer Hügelkuppe und ließ seine Blicke über das weite Land schweifen. Die tanzenden Schneeflocken ermöglichten ihm nur eine schlechte Sicht. Amos Calhoun verfluchte im Stillen die Tatsache, dass es ausgerechnet jetzt zu schneien begann, wo er mit seinen Männern die Kutsche sicher nach San Angelo zu geleiten hatte. Es herrschten sehr unsichere Zeiten, denn die Comanchen wehrten sich gegen die Weißen, die mit der Postkutsche und der neuen Telegrafienlinie nach Texas kamen.

Seine Gedanken brachen ab, als er Hufschläge hörte, die sich der Stelle näherten, von der aus er das Land beobachtete. Er wandte den Kopf und sah seinen Sohn Jess, der ebenfalls mit seinem Vater und zehn anderen Rangern den Schutz der Postkutsche gewährleisten sollte.

„Kannst du was erkennen?“, rief Jess seinem Vater zu, während er nun ebenfalls seinen Rappen zügelte.

Amos Calhoun schüttelte stumm den Kopf. „Der Schnee wird immer dichter“, erwiderte er dann nach einer kleinen Weile. „Aber auch die Comanchen werden ihre Mühe haben, uns vorzeitig zu entdecken.“

„Also können wir nur hoffen, dass wir ihnen nicht über den Weg laufen“, schlussfolgerte Jess. „Verdammt, ich wünschte, wir hätten San Angelo schon erreicht, Pa.“

„Das kann noch ein paar Stunden dauern bei diesem Wetter“, antwortete der Rangercolonel. „Du siehst ja selbst, wie schlecht nun die Sicht geworden ist. Pete muss aufpassen, dass er mit der Kutsche nicht noch vom Weg abkommt. Lass uns wieder hinunterreiten zu den anderen, Junge.“

Jess nickte und folgte dann seinem Vater, der dem Pferd bereits die Hacken in die Weichen gedrückt hatte und losgeritten war. Die beiden erreichten wenige Augenblicke später die Kutsche. Jess hörte, wie einer der vier Insassen sich mit ängstlicher Stimme aus dem Fenster hinaus erkundigte, ob die beiden Ranger etwas Verdächtiges bemerkt hatten.

„Es ist alles ruhig da draußen, Mister!“, antwortete sein Vater dann. „Machen Sie es sich da drin etwas bequem. Wir werden San Angelo am späten Nachmittag erreicht haben.“

Damit versuchte der Rangercolonel, die Passagiere in der Kutsche halbwegs zu beruhigen. Aber die Angst vor den Comanchen ließ sich nicht so einfach beseitigen. Denn zu viel war in den letzten Wochen und Monaten in Texas geschehen. Seit die Gesellschaft den Telegrafenturm baute, hatten die Überfälle der Comanchen zugenommen. Und es sah ganz danach aus, als wenn Texas so schnell nicht zur Ruhe kommen würde. Ganz im Gegenteil.

Jess hörte den alten Pete Newcomb oben auf dem Kutschbock laut fluchen. Natürlich versuchte er, seine

Pferde anzutreiben, um so schnell wie möglich das sichere San Angelo zu erreichen. Aber die dichten tanzenden Schneeflocken machten ihm jetzt einen Strich durch die Rechnung. Jess konnte sich gut vorstellen, was in dem Postkutschenfahrer jetzt vorging. Denn wahrscheinlich war dies die letzte regelmäßige Fahrt überhaupt!

Und das bedeutete für Männer wie Pete Newcomb, dass sie jetzt ihren Job verloren. Denn die Overland Line wollte das Leben ihrer Angestellten und erst recht das ihrer zahlenden Passagiere nicht länger aufs Spiel setzen. Das wussten auch die vier Männer, die in die Kutsche nach San Angelo gestiegen waren. Aber sie mussten gute Gründe haben, diese gefahrvolle Reise anzutreten.

\*

Die Miene des hageren Mannes wirkte eine Spur blässer, als er sich vom Fenster abwandte und sich wieder zurücklehnte. Geoff Hastings hatte gerade mit dem Rangercolonel gesprochen, und dessen Worte hatten nicht unbedingt dazu beigetragen, die Furcht zu beseitigen, die von dem Whiskeyhändler Besitz ergriffen hatte, seit er die Kutsche nach San Angelo bestiegen hatte. Aber am Ziel wartete ein lukratives Geschäft auf ihn, das er sich nicht entgehen lassen wollte.

„Nun beruhigen Sie sich doch endlich!“, sagte der untersetzte Wesley Rankin, der in San Angelo lebte und im Norden Verwandte besucht hatte, weil es dort eine Erbschaftsangelegenheit zu regeln gegeben hatte. „Der

Colonel und seine Männer werden schon darauf achten, dass wir sicher nach San Angelo kommen. Nicht wahr, Reverend?“

Die letzten Worte Rankins galten dem aschblonden Mann im dunklen Anzug eines Priesters, der bisher gedankenverloren das immer dichter werdende Schneetreiben verfolgt hatte und sich erst jetzt vom Fenster wieder abwandte.

„Die Wege des Herrn sind unergründlich, Mister Rankin“, erwiderte er mit ruhiger Stimme. „Aber ich denke doch, dass wir sicher in San Angelo ankommen werden.“

„Da sehen Sie’s!“, sagte Rankin nun zu dem Whiskeyhändler und atmete erleichtert auf, als sich Hastings nun doch allmählich wieder beruhigte. Denn dessen nervöses Verhalten hatte die anderen Passagiere in der engen Kutsche schon reichlich genervt. Auch wenn das niemand ausdrücklich gesagt hatte.

„Was führt Sie denn eigentlich nach San Angelo, Mister?“, wandte sich Rankin nun an einen älteren grauhaarigen Mann, der sich bisher ziemlich schweigsam verhalten hatte. Er saß dem Reverend gegenüber und hielt mit seinen nervigen Händen eine Tasche auf dem Schoß fest, von der er sich bisher noch kein einziges Mal getrennt hatte. Der Angesprochene überlegte einen kurzen Moment, bevor er schließlich die Frage Rankins beantwortete.

„Ich bin nur auf der Durchreise, Sir. Auch wenn ich jetzt notgedrungen in San Angelo eine Zwangspause wegen der Comanchen einlegen muss, so werde ich

weiterreisen, sobald die Ranger und die Armee mit den Comanchen fertig sind.“

„Verzeihen Sie meine Neugier, Mister“, hakte Rankin sofort nach, während er seine Blicke auf die Tasche des Mannes richtete. „Aber sind Sie vielleicht Arzt? Ich meine ...“

Er hielt überrascht inne, als er bemerkte, wie der Angesprochene bei diesen Worten heftig zusammenzuckte und einige Sekunden benötigte, um seine innere Ruhe wiederzufinden. Dann aber bemerkte der grauhaarige Mann die erstaunten Blicke der anderen Passagiere und nickte schließlich.

„Ja, ich bin Arzt“, murmelte er schließlich. „Aber weshalb interessiert Sie das denn so brennend? Das ist sicherlich kein Beruf, über den es große Worte zu verlieren gilt.“

„Und ob“, hielt ihm Rankin entgegen. „San Angelo braucht dringend einen Doc, Mister. Wollen Sie sich nicht hier niederlassen?“

„Nein!“, antwortete der Mann etwas heftiger, als er es eigentlich beabsichtigt hatte. „Ich will weiter nach Südwesten“, fuhr er fort. „Mein Bruder lebt in Arizona, und dort will ich hin.“

„Nun, vielleicht überlegen Sie es sich ja doch noch anders, wenn wir erst einmal in San Angelo sind“, meinte Rankin. „Sie werden sehen, dass es eine junge aufstrebende Stadt ist. Ein guter Arzt hätte hier ein schönes Auskommen, das können Sie mir wirklich glauben.“

Falls er mit diesen Worten beabsichtigt hatte, den Grauhaarigen nun zu einer weiteren Antwort zu bewegen, so sah er sich im Irrtum. Der Mann, der von sich behauptet

hatte, er sei Arzt, schwieg jetzt wieder und wich den prüfenden Blicken Rankins aus. Wesley Rankin machte sich seinen eigenen Reim auf die ganze Sache, beschloss aber dennoch, sofort nach dem Eintreffen der Kutsche in San Angelo die anderen Mitglieder des Stadtrates, dem er ebenfalls angehörte, sofort zu informieren. Schließlich kam es nicht alle Tage vor, dass ein Arzt und ein Reverend nach San Angelo kamen. Denn die Stadt am Rande der Brasada brauchte ebenso einen Geistlichen wie einen Arzt. Zumal das Gotteshaus nach wochenlangem Bau allmählich der Vollendung entgegensah.

Die Kutsche musste nun das Tempo notgedrungen drosseln, als der Wind immer heftiger wurde und Schneeflocken sogar in den Innenraum wehte. Selbst mit zugezogenen Vorhängen wurde das auch nicht besser. Es war schneidend kalt, und der holprige Weg, den die Kutsche jetzt zurücklegte, trug auch nicht gerade dazu bei, um den Passagieren auf dieser langen Fahrt wenigstens etwas Bequemlichkeit zu verschaffen. Alle wurden ziemlich unsanft durchgeschüttelt.

Reverend Brian Shaw froh genauso wie die übrigen Männer in der Kutsche. Da half auch der Brandy nichts, den Geoff Hastings in seinem Koffer hatte und seinen Leidensgenossen zum Aufwärmen spendierte. Aber die Gedanken des Mannes in der Priesterkleidung weilten sowieso an einem anderen Ort. An einem einsamen Grab in der Nähe von Fort Phantom Hill.

Plötzlich waren laute Stimmen von draußen zu vernehmen. Augenblicke später erklang die fluchende Stimme

des Kutschers, der das Pferdegespann zu zügeln versuchte. Schließlich gelang es Pete Newcomb, die Kutsche zum Stehen zu bringen.

„Was ... was hat das zu bedeuten?“, entfuhr es dem aufgeregten Hastings, der natürlich in diesem Moment wieder das Schlimmste befürchtete.

„Keine Ahnung“, erwiderte Wesley Rankin, schob den Vorhang beiseite, riskierte einen Blick aus der Kutsche und stellte dann fest, dass wenigstens der schneidende Wind etwas abgeflaut war. Auch der Schneefall ließ jetzt etwas nach, sodass er die Ranger gut fünfzig Yards vor der Kutsche erkennen konnte.

„Können Sie was sehen?“, fragte ihn der Arzt, der natürlich ebenso wie der Reverend wissen wollte, weshalb die Kutsche so plötzlich angehalten hatte.

„Ich weiß nicht, was da vorn los ist“, antwortete Rankin. „Aber da kommt gerade einer von den Rangern herangeritten. Ich werde ihn fragen, Gentlemen.“ Mit diesen Worten schaute er aus dem Fenster. „He, Ranger! Warum halten wir denn an? Ist etwas mit der Kutsche?“

Jess Calhoun musste sich die Worte erst zurechtlegen, bevor er antwortete. Seine Miene wirkte angespannt, und Rankin ahnte schon, dass da etwas Folgenschweres geschehen sein musste.

„Mister Rankin, wir sind auf einen Trupp Telegrafarbeiter gestoßen“, antwortete der junge Ranger wahrheitsgemäß. „Sie sind alle tot, ermordet von Comanchen. Es ist kein schöner Anblick. Vielleicht sollten Sie besser in der Kutsche bleiben.“

„Ich glaube, ich werde gebraucht“, meldete sich nun Reverend Shaw zu Wort, der den gut gemeinten Ratschlag des Rangers überhört zu haben schien. Er erhob sich mühsam und verließ dann den engen Innenraum der Kutsche. „Wenn Sie gestatten, dann möchte ich für die Seelen der Unglücklichen beten, Ranger.“

„Das kann ich Ihnen nicht verwehren, Reverend“, erwiderte Jess mit gemischten Gefühlen. „Die armen Teufel haben es hinter sich. Ob sie noch was von Ihrem guten Willen mitbekommen, wage ich zu bezweifeln.“

„Der Glaube ist es, der einen Menschen stark macht, junger Freund“, antwortete der aschblonde Geistliche. „Vielleicht sollten Sie öfters in die Kirche gehen, dann wären Sie womöglich schon zu dieser Einsicht gekommen.“

„Und was ist mit Ihnen, Mister?“, erklang jetzt Wesley Rankins Stimme aus dem Inneren der Kutsche. Die Worte galten dem grauhaarigen Mann. „Sie sind doch Arzt. Wollen Sie sich die Toten nicht wenigstens mal ansehen? Oder haben Sie Angst?“

Jess Calhoun blickte nun erstaunt auf den Mann mit der Ledertasche in der Hand, der jetzt notgedrungen die Kutsche verließ und unsicher zu der Stelle schaute, wo Colonel Calhoun und die anderen Ranger waren.

„Was, Sie sind Arzt?“, fragte Jess. „Na, dann kommen Sie gleich mal mit, Mister ...?“

„Paul Bendell“, kam es kurz über die Lippen des Grauhaarigen. Zusammen mit Reverend Shaw folgte er Jess Calhoun. Hinüber zu der Stelle, wo die Toten lagen.